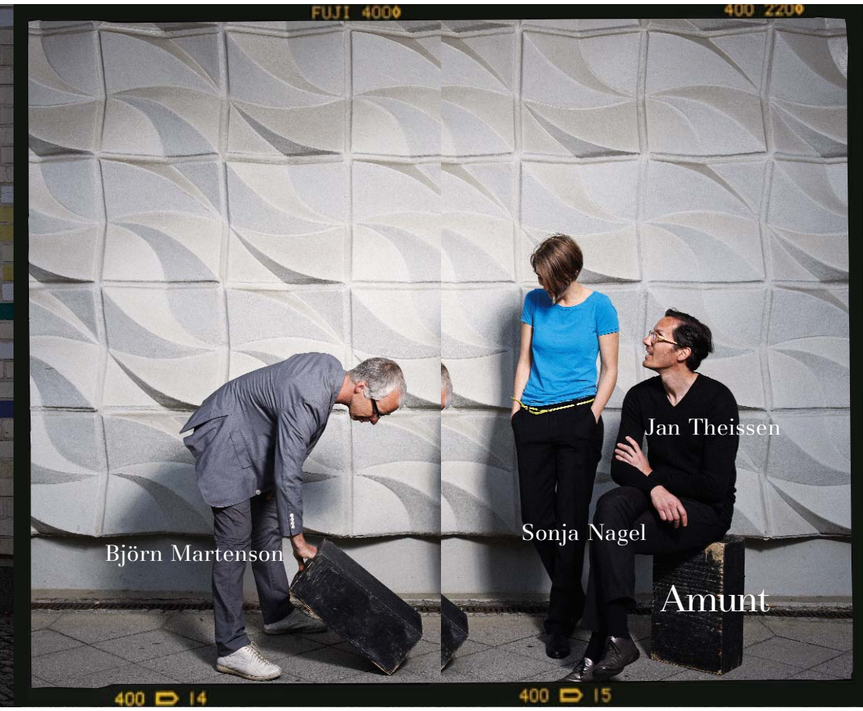
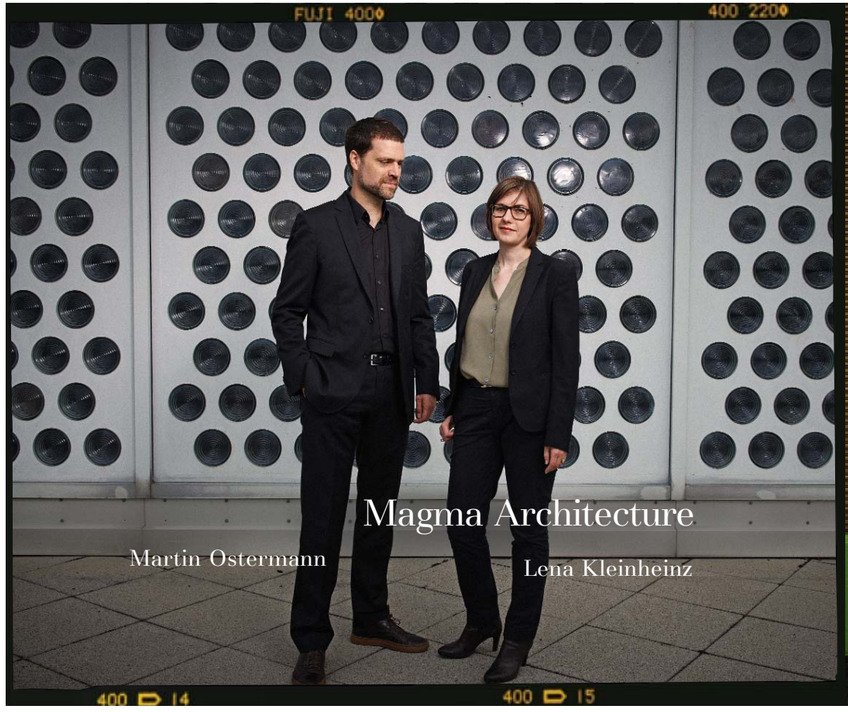


Neue deutsche Welle

TEXT **Christian Tröster**
PORTRÄTS **Jan Kopetzky**

Die jungen deutschen Architekten machen verstärkt auf sich aufmerksam durch intelligente Entwürfe von Lowtech-Bauten mit ästhetisch hervorragenden Ergebnissen. Sie konzipieren auf schwierigen Grundstücken originelle Hauskonzepte. Sie propagieren mit gespannten Membranen nachhaltige Leichtbauweise. Das Spektrum der Arbeiten dieser Generation ist riesig. Allen gemeinsam ist, dass sie sich problemorientiert und unideologisch geben und nicht – wie die Stararchitekten der Neunzigerjahre – auf eine wiedererkennbare Formensprache setzen. Sie verzichten auf individuelle Signaturen und damit auf einen festgelegten Stil. Gemeinsam ist den Büros auch, dass sie überwiegend im Team und oft von verschiedenen Städten aus zusammenarbeiten. Die sechs im Folgenden vorgestellten Büros überzeugen durch Kreativität und Originalität, aber auch durch nötigen Pragmatismus und Einfühlungsvermögen in die Bedürfnisse der Bauherren. Ein Plädoyer für die neue Generation.



Magma Architecture

Weiche Wände

Betrachtet man das Werk von Magma Architecture aus Berlin, wird ein Muster schnell erkennbar. Martin Ostermann und seine Partnerin Lena Kleinheinz arbeiten gern mit weichen Materialien, Membranen oder dehnbaren Textilien, die sich zu Räumen spannen lassen. 2007 in der Berlinischen Galerie haben sie gezeigt, was damit möglich ist. Sie installierten einen Raum aus orangefarbener Kunstfaser. Durch große Öffnungen konnten die Besucher ihre Köpfe hineinstecken und die Objekte in einem Raumkontinuum schweben sehen: Die Ausstellungsarchitektur war die Ausstellung selbst, das Thema war die Architektur von Magma.

Den bisherigen Volltreffer ihrer Karriere landeten Kleinheinz und Ostermann, die auch privat ein Paar sind, mit dem olympischen Schießstand in London. Das Gebäude-Ensemble mit seinen poppig roten Punkten war von ähnlich ikonischer Kraft wie das Stadion von Peking vier Jahre zuvor.

Die Baugeschichte war allerdings ein einziger Hindernisparcours. Als immer neue Hürde erwies sich die Annahme der Auftraggeber, dass das, was gut aussieht, nicht nachhaltig sein könne. „Ästhetik und Raumqualität“, erinnert sich Lena Kleinheinz, „waren für sie keine Kriterien. Jede unserer Entscheidungen mussten wir technisch rechtfertigen.“ Was auch gelang, denn die Architekten konnten den vermuteten Widerspruch auflösen. Die Hallen bekamen eine weiße Haut mit knallroten Ausstülpungen – gebaute Pop-Art und starkes Zeichen für einen Sport, der kaum sichtbar ist. Die fröhlichen Punkte, das konnten die Architekten belegen, waren nicht nur Schmuck, sondern sorgten mit hinterlegten Aluminiumringen auch für Spannung der Folie. Auf diese Weise konnte gegenüber einer herkömmlichen Box mehr als die Hälfte an Stahl eingespart werden. „Der Wille, aus Gründen der Nachhaltigkeit Material zu sparen, war bei den Bauherren so massiv“, erinnert sich Martin Ostermann, „dass sie noch nicht einmal eine Innenverkleidung zulassen wollten.“ Wäre es nach ihnen gegangen, hätten die Besucher vor Klimatechnik und einem Gewirr von Kabelsträngen gesessen. Eine zweite, innere Folienschicht, die für angenehme Raumatmosphäre sorgte, konnten Kleinheinz und Ostermann nur deshalb durchsetzen, weil zwischen den Schichten ein Kamineffekt für natürliche Belüftung entstehen würde.

An ihrem Lebens- und Arbeitsort Berlin finden Kleinheinz und Ostermann für ihre Architektur kaum Anknüpfungspunkte. „Nur für Kunst, Musik und Mode gibt es hier fruchtbaren Boden“, sagt Lena Kleinheinz. Ihr Blick richtet sich deshalb nach China und in die Vereinigten Arabischen Emirate, wo sie ein Theaterinterieur entworfen haben. Wieder mit Textilien, in fließenden Formen, aber anders als die Olympiabauten. Im Al Qasba Theatre wecken die Wandverkleidungen Assoziationen zu Wüstendünen und lenken Blicke und Licht in Richtung Bühne.

Fotos: Thorsten Seidel, Hufton + Crow

Den olympischen Schießstand in London zierten rote Kreise in der weißen Außenhaut. Die erst einmal dekorativ wirkenden Elemente sind aber auch funktional: Sie sorgen für die Folienspannung, wodurch die Architektur weniger Stahlkonstruktion benötigt. Auch im Al Qasba Theatre (links) geben weiche Stoffe den Ton an und führen Licht und Sicht zur Bühne.

Der Anna-Seghers-Schule in Berlin (rechts) entwickelte das Architekturbüro AFF eine Oberfläche für die Fassade, die die Grenze zwischen Putzhandwerk und Grafik auslotet. Ganz schlicht gehalten und doch sehr spektakulär ist die Schutzhütte am Fichtelberg. Sie wurde nur mit Materialien aus der Region ausgestattet.

Fotos: Sven Fröhlich (2), Hans Christian Schink (3)

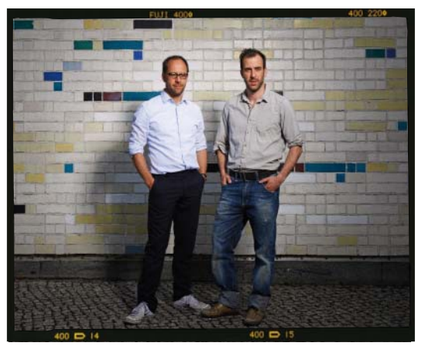
AFF

Viel aus wenig

Dass AFF aus Berlin weder wiederkehrende Motive noch eine erkennbare Handschrift haben, ist offensichtlich. Sie haben eine geheimnisvolle Schutzhütte aus Beton errichtet und ein Schloss zum Museum umgebaut, daneben Schulen geplant und in einen Kirchenfußboden Reliefs hineingefräst. „Wir sind“, sagen Sven und Martin Fröhlich selbstbewusst, „einfach nicht einzuordnen.“ Wenn es denn eine Gemeinsamkeit bei all ihren Projekten gibt, so empfinden es die Architekten, dann die, dass die Budgets knapp bemessen waren. „Wir haben meist öffentliche Auftraggeber. Die fragen nie, was schöner, sondern immer nur, was im Budget ist“, sagt Martin Fröhlich. Doch gerade unter diesen Verhältnissen Poetisches zu produzieren und Architektur, „die die Nutzer toll finden“, ist der Anspruch von AFF. Und auch dies: „Langeweile im Objekt ist für uns unerträglich.“

Für beides setzen die Brüder schon in ihren Arbeitsräumen ein starkes Zeichen. Sie residieren in einer ehemaligen Ostberliner Stadtteilbibliothek, ausgestattet im Stil des stalinistischen Klassizismus. „Ja, ja“, grinst Sven Fröhlich, „wir sind manchmal ein bisschen retro drauf. Die Regale in ihrem Büro quellen über von Fantasie und von Objekten, deren Sinn nicht immer gleich zu entschlüsseln ist. „Es ist“, erläutert Martin Fröhlich, „eine Mischung aus Industriekultur des 19. und 20. Jahrhunderts und einer Prise Ostalgie.“ Da stehen Spindeln neben Isolatoren, Fettpressen, Leuchten und Bügeleisen neben Gummipuffern und Stanzeisen. Die Sammlung steht für Funktionalität und die eigene Herkunft aus Deutschlands Osten. Als reduzierte Haltung schlagen sich diese Interessen in den Bauten von AFF nieder: „Wir mögen minimale Ansätze in der Ästhetik, die Idee, dass man aus wenigem viel macht.“

Die krude Schutzhütte im Erzgebirge, die auf den ersten Blick wie ein Bunker wirkt, wurde als Abguss einer älteren Holzhütte am selben Ort entwickelt. Als Relief lebt der verschwundene Bau in den Betonwänden fort, was auch den Vorteil hatte, dass für den Neubau keine Baugenehmigung erforderlich war. Der wuchtige Betonbau entpuppt sich auf diese Weise als poetisches Statement – vielleicht verbindet ihn dies mit der Anna-Seghers-Schule in Berlin. Auf deren schlichter Putzfassade sind in pastellfarbenen Brauntönen Punkte aufgebracht. Das Muster übernahmen die Architekten von einem schwedischen Militärtarnnetz. „Für uns“, erklärt Sven Fröhlich, „ist das ein Versuch, die Architektur mit der Umgebung in einen Dialog zu bringen.“



Mehr Ausdruck als die zarten Punkte, sind AFF Architekten überzeugt, ist heute auch kaum mehr möglich. Zum Ende des Besuches schaut Martin Fröhlich erstaunt auf die figurativen Holzintarsien an seinen Bürowänden, fast, als sähe er sie zum ersten Mal. Und konstatiert nüchtern: „Das würde man heute auch nicht mehr durchkriegen.“

LAVA

Formen von übermorgen

Laboratory for Visionary Achitecture – kurz LAVA – haben Tobias Wallisser, Alexander Rieck und Chris Bosse ihr Unternehmen 2007 genannt – und nicht Studio oder Architekturbüro. Auch wenn Visionen in Deutschland nicht unbedingt gut ankommen. „Uns traut man hier nichts Großes zu“, stellt Alexander Rieck nüchtern fest, und das, obwohl sie erstklassige Referenzen vorweisen konnten. Tobias Wallisser war als Partner bei UNStudio in Amsterdam für das Mercedes-Benz Museum in Stuttgart zuständig. Alexander Rieck hatte am Fraunhofer-Institut über Raumorganisation und Atmosphäre im Büro der Zukunft geforscht. Und Chris Bosse hatte von Sydney aus an der Olympiaschwimmhalle in Peking mitgebaut – einem Bau mit folienbespannter Fassade. Doch weil der Einstieg selbst mit so einer Expertise in Deutschland mühsam ist, orientierte sich LAVA Richtung Mittlerer Osten. 2007 hatten sie den Auftrag für eine Skihalle in der Wüste gewonnen, Baubudget: eine Milliarde Dollar.

LAVA konnte von der ersten Honorarzahlung ein paar Computer kaufen und Mitarbeiter anheuern, bevor das Großvorhaben in der Finanzkrise zusammenschmolz wie ein Schneemann in der Wüste. So ähnlich erging es LAVA auch mit ihrem zweiten Prestigeprojekt, dem Stadtzentrum von Masdar – der viel gefeierten CO_2-neutralen Stadt, die vor den Toren von Abu Dhabi errichtet wird. Hier planten Bosse, Rieck und Wallisser einen Platz mit riesigen Sonnenschirmen. Auch dieses Vorhaben wurde inzwischen bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschrumpft, doch LAVA überlebte und plant nun ein Forschungsinstitut für 10 000 Mitarbeiter in Saudi-Arabien. Das Bewerbungsverfahren dazu gewannen sie gegen internationale Größen wie Norman Foster. „Die hatten fertige Konzepte“, erinnert sich Alexander Rieck, „wir haben gefragt: Was ist euer Bedarf?“

Es begann ein jahrelanger Analyse- und Planungsprozess, bei dem erst am Ende Gestalt- und Raumfragen standen. Jetzt entsteht auf dem Saudi-Campus ein Hochhaus, das klimatisch auf den Ort und kommunikativ auf die Bedürfnisse der Forscher ausgerichtet ist. Geplant wird das Gebäude mithilfe allerneuester Technik, des parametrischen CAD. Die Software stammt aus der Autoindustrie und ermöglicht das zügige Umplanen von Bauteilen, die voneinander abhängig sind. „Damit können wir uns Freiräume erarbeiten und darlegen, dass formaler Reichtum nicht so teuer ist, wie viele meinen“, resümiert Tobias Wallisser. Bevor dies auch in Deutschland einmal der Fall ist, backt LAVA kleinere Brötchen – die nicht weniger komplex sind. In Arbeit ist eine Solartankstelle, deren Dach ein zweifach gekrümmtes Flächentragwerk ist. Dessen Einzelteile werden nach 3-D-Datensätzen mit Laserschneider produziert. Das Dach kann verschiedenen Gegebenheiten angepasst werden, ist einfach zu montieren, zu demontieren und zu recyceln.

Fotos: LAVA, Peter Bennett

Eine aufsehenerregende Installation aus leichtem Stoff konzipierte LAVA für das Customs House in Sydney. Für die Fabrikation wurde modernste digitale Technik genutzt. Das Masdar City Centre bei Abu Dhabi soll die weltweit erste Eco-City werden. Unter riesigen Schirmen soll dort unter erträglichen klimatischen Bedingungen öffentliches Leben stattfinden (links).

Auf den ersten Blick mögen die Entwürfe von Amunt befremdlich wirken, ihren Charme entfalten sie aber, sobald man sie betritt. Das Haus „JustK“ in Tübingen bietet unkonventionelle Raumkonzepte, die merkwürdige Hülle ist dann zwangsläufig entstanden. Ebenfalls eigensinnig ist der Anbau eines Hauses in Aachen (rechts), der sich in den Altbestand verzahnt. Das Projekt wurde bei der Biennale 2012 in Venedig gezeigt.

Fotos: Brigida Gonzalez (4), Filip Dujardin (1)

Amunt

Innere Werte im Visier

Von formalem Mut zeugen die Entwürfe von Amunt Architekten. Und von Freiheit im Denken. Wie kommt man sonst auf die Idee, ein Haus in Form eines grauen Ritterhelmes zu bauen – wenn es für das Haus „JustK“ in Tübingen überhaupt einen passenden Vergleich gibt. Und wie gelangt man bei der Erweiterung eines alten Siedlungshauses zu einem Anbau, der auch im fertigen Zustand noch aussieht wie eine Baustelle, zugleich aber mit Panoramafenstern ein selbstbewusstes Zeichen von Modernität bietet? Die Antwort liegt bei beiden Häusern im Inneren. Jeder, der das graue Haus in Tübingen betreten hat, so haben die Architekten Sonja Nagel, Jan Theissen und Björn Martenson festgestellt, sei wie ausgewechselt. Denn innen trifft er auf eine warme, helle Atmosphäre, die vom Baustoff Holz bestimmt ist. Größer könnte der Kontrast zwischen innen und außen nicht sein.

„Unsere Bauten sind nicht als Provokation gemeint“, stellt Jan Theissen klar. Vielmehr werde das Budget in die räumliche Qualität investiert. In hohe und klare Räume, große Fenster und offene Zwischenböden, die über Leitern erreicht werden können. Auf diese Weise entstehen auch unter beengten Platzverhältnissen Rhythmus, Weite und interessante Blickbeziehungen. In Deutschland sind solche Raumerfindungen eher selten. Die Inspiration dafür fanden Amunt Architekten in Japan – dem Wunderland für kreativ gestaltete Einfamilienhäuser.

Und außen? Sieht das nicht ein wenig merkwürdig und fremd aus? „Schönheit ist ein seltsamer Begriff“, erläutert Sonja Nagel. „Vieles ist doch eher Zeitgeschmack. Mittlerweile denke ich, dass Schönheit vor allem aus einer inneren Stimmigkeit entsteht.“ Das graue Haus in Tübingen hat ein Mansarddach, und das kommt in der Umgebung häufiger vor. Außerdem bietet der Knick im Dach dem Nachbarhaus bessere Aussicht ins Tal. Die graue Folie, die das gesamte Haus überzieht, stammt aus dem Industriebau und war sehr preiswert – das Geld war schließlich schon dort verbaut, wo es sinnvoll ist und die Bewohner ihre meiste Zeit verbringen: innen.

Nagel und Theissen waren jahrelang vor allem mit Innenausbau und Messearchitektur befasst, bevor ihr Aachener Freund und Kollege Björn Martenson mit dem Haus „JustK“ auf sie zukam. Aus dem ersten gemeinsamen Projekt erwuchs eine kontinuierliche Zusammenarbeit, sodass die drei schließlich als Amunt firmierten, der Name ist die Abkürzung für Architekten Martenson und Nagel Theissen. Amunts Entwurfshaltung ist so vorurteilslos, dass Freiräume entstehen, die anderen verschlossen bleiben. Als bloßen Pragmatismus wollen die Partner das nicht verstanden wissen. „Pragmatisch“, sagt Sonja Nagel, „sind unsere Bauten insofern, als sie Antworten geben.“ Ihre Häuser wirken wie ein Weckruf im architektonischen Einerlei und wurden mit vielen Architekturpreisen gewürdigt.

Zanderroth Architekten

Blick aufs Gesamte

Für eine Baugruppe – Bauträger in Eigenregie – errichteten Zanderroth am Prenzlauer Berg schmale Reihenhäuser, jedes mit Dachgarten.

Einen Klienten finden und dann bauen – so einfach ist das heute für keinen Architekten mehr und schon gar nicht für einen jungen. Man muss sich auch mit den ökonomischen und organisatorischen Gegebenheiten seines Berufes auseinandersetzen. Einen ziemlich cleveren Weg, an Aufträge zu kommen, fanden Sascha Zander und Christian Roth in Berlin. Sie arbeiten vor allem für Baugruppen und entwickeln Lösungen für deren Grundproblem: die Koordination sehr vieler unterschiedlicher Interessen. In den Baugruppen tun sich Privatleute zusammen, um ohne Bauträger zu bauen. Die Vorteile liegen auf der Hand: Die Wohnungen sind deutlich preiswerter, weil der Gewinn des Bauträgers entfällt. Die Nachteile auch: In den Baugruppen müssen Ansprüche vieler Menschen, architektonischer Laien zudem, unter einen Hut gebracht werden. Baugruppen sind langsame Bauherren und bleiben oft auch nicht in der Formation zusammen, in der sie einmal gestartet sind.

Zander und Roth haben das als Managementaufgabe aufgefasst und führen ihre Gruppen an der kurzen Leine. „Bei uns gibt es keine ausufernden Diskussionen“, sagt Sascha Zander, „wir haben das Gesamte im Auge. Die Einzelnen nur ihre Wohnung.“ Also: Innerhalb der Wohnung plant der Einzelne, außerhalb planen die Architekten. Dass das zu exzellenten Ergebnissen führen kann, haben Zander und Roth in zahlreichen Projekten bewiesen. Vor allem deshalb, weil ihr Fokus auf guter Architektur liegt. Auf diese Weise entstehen zeitgenössische Häuser, die konventionelle Bauträger so nie bauen würden. Es sind zudem Häuser, für die auch bei schwierigen Grundstücken Lösungen gefunden werden. So bebaute Zanderroth für eine Baugruppe am Prenzlauer Berg ein 100 Meter langes und 35 Meter tiefes Grundstück, das auffällig schlechte Lichtverhältnisse aufweist. Es ist zur Straße hin nach Norden ausgerichtet und im Süden durch eine Brandmauer abgeschattet. Statt eines konventionellen Wohnblocks errichteten die Architekten hier lieber 23 schmale und hohe Reihenhäuser.

Der Lebensraum darin ist vertikal organisiert, die Lichtausbeute demokratisch verteilt: Jeder Bewohner hat gleichermaßen untere (dunkle) und obere (helle) Zimmer und jeder einen Dachgarten. Dahinter, in zweiter Reihe, stellten die Architekten noch zehn Gartenhäuser, denen wiederum zwölf Penthäuser aufgesetzt sind, sodass trotz schwieriger Lichtverhältnisse 45 moderne, interessant geschnittene Wohnungen für Familien entstanden. Gefragt nach ihren ästhetischen und architektonischen Grundsätzen, erklärt Sascha Zander: „Wir entwerfen ortsspezifisch, also ist jedes Haus anders. Aber gewisse Ähnlichkeiten gibt es doch. Sie haben innen liegende und fensterlose Treppenhäuser, damit die Wohnungen mehr Tageslicht bekommen können. Die Grundrisse sind klar und wenig expressiv.“

Foto: Simon Menges

Black is beautiful, fanden die Memminger nach erstem Staunen über die schwarz lasierte Holzfassade im Stadtzentrum.

SoHo Architektur

Tradition und Moderne

Das Logo von SoHo Architektur zeigt eine Wildsau, die durchs Bild springt. Der Slogan dazu: „frei wild jung“. SoHo arbeitet nicht in Hamburg oder Düsseldorf, sondern in Memmingen, einer 40 000-Seelen-Gemeinde in der Nähe von Ulm. Hinter der Marke SoHo steckt Alexander Nägele. Zu seinem Werk gehören Einfamilienhäuser mit Fassaden aus Plexiglas, Eternit oder schwarz gefärbtem Holz, er belässt Wände und Treppen in rohem Beton und bevorzugt insgesamt eine klare bis archaische Formensprache. Das sieht entschlossen modern aus und teilweise irritierend. „Dass manche meiner frühen Häuser so radikal aussehen, hängt mit meiner Arbeitsweise zusammen“, erklärt er. „Ich plane von innen nach außen. Wie funktionieren die Räume? Wie sind die Bewegungsabläufe im Haus?“ Ist dort alles durchdacht, reicht es außen zuweilen nur noch für preiswerte Materialien.

Den Bauherren, sagt Nägele, sei das recht, wenn sie dafür ein funktionierendes Haus bekämen. Die Häuser der Region seien schon immer aufs Notwendigste reduziert worden, seine Entwürfe werden schnell verstanden. „Memmingen ist meine Heimatstadt, und in Augsburg habe ich studiert. Ich habe noch nie einen Auftraggeber mit Designinteresse gehabt“, sagt er. Sogar die Freunde, die ihn direkt nach dem Studium ansprachen, wollten nur günstig an einen Entwurf kommen: „Da stand ich in Konkurrenz zu Fertighausanbietern und Bauträgern und musste mir etwas einfallen lassen.“ Die Inspiration erhält Alexander Nägele vor allem im Dialog. „Meine Bauherren müssen sich nicht vorgefertigten Bildern unterwerfen. Es ist ein Prozess. Sie wissen oft nicht, wie es am Ende aussehen soll, und wir wissen es auch nicht.“ Am Anfang seines Weges stand ein kubisches Einfamilienhaus mit Plexiglasfassade. Es folgte ein vielfach ausgezeichnetes Haus, das trotz geringen Budgets spannungsvolle Innenräume aufweist. Obwohl es mit Dach und Fassade aus rotem Welleternit in einem Siedlungsgebiet aus der Reihe fällt, wurde auch dieses Haus gut aufgenommen: „Da kommt schon mal ein Spruch, aber es wurde zu einem Wahrzeichen und einer Wegmarke.“

Den Durchbruch schaffte Nägele dann mit einem gänzlich schwarzen Haus in der Innenstadt von Memmingen. Der Umbau überführte das Bestandsgebäude in die Gegenwart und schaffte eine Balance zwischen historischen Bezügen und moderner Formensprache. Am deutlichsten ist das ablesbar an der monolithischen Fassade, die mit schwarz lasiertem Holz Anleihen bei traditionellen Bauten des Viertels macht. Ein erstes Großprojekt hat SoHo mit dem Donaupark Memmingen realisiert, einem 7500 Quadratmeter großen Areal mit Büros und Lofts. Die Bodenhaftung hat Alexander Nägele darüber nicht verloren: „In der Schweiz oder in Vorarlberg wäre dieses Projekt Standard und nicht weiter auffällig. Im Allgäu ist es eine Sensation.“ ■

Foto: Rainer Retzlaff

Mehr im Register ab Seite 168